

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 11

Artikel: Falsche Propheten
Autor: Raschle, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat der Zürcher Historiker Prof. Dr. Wilhelm Schöli die wertvollen Resultate seiner Studien über diese wenig bekannte Periode unserer Vergangenheit niedergelegt.

Die Mitglieder unserer Behörden und wer auch immer zur Genfer Zonenfrage Stellung nehmen muß, seien auf Dr. Schölis vor 25 Jahren veröffentlichte Arbeit angelegentlich aufmerksam gemacht.

Falsche Propheten.

Von Hans Raschle.

Je schwankender die Zeiten, desto verwegener die Propheten. Die Unsicherheit ist ihr Element, Unkenrufe gedeihen nur im Sumpfgelände. Darum wehren sich die Propheten so verzweifelt gegen den Gedanken, der Boden möchte wieder einmal wurzelfest werden, die trüben Wässerlein möchten sich klären und das Sumpffiebergift möchte stumpf werden. Darum warnen sie so eindringlich vor jedem Weg, der aus dem Morast herausführen könnte; darum verdächtigen sie jeden Pionier, der das Moor in Kulturland umdrainieren will.

Eine Generation, die verpaßte Weltuntergänge freudig vertagt, um den falschen Propheten aus der Verlegenheit zu helfen, ist für die Prediger der ewigen Versumpfung eine besonders dankbare Gemeinde. Das bestätigt jeder neue Tag. Wenn irgendwo eine verlässliche Insel auftaucht, führen unsere politischen und kulturellen Landschaftsobergärtner tonnenweise Schmutzwässer und Kot dorthin, um sie wieder zu ersäufen! Man nennt das dann euphemistisch „Kampf gegen die Reaktion“.

So war es, als in Ungarn Horthy auftauchte. So war es, als die italienische Not Mussolini aufrief. So war es, als Seipel in Österreich Ordnung heißte. So war es, als Spanien sich seinen Diktator gefallen ließ. So ist es neuestens auch, seitdem ein anderes deutsches Ministerium sein wundenbedecktes Land von den Schmeißfliegen säubern will.

Es ist begreiflich, wenn die zersetzenden Gifte in jenen Staatsorganismen gegen die Gesundung revoltieren. Man kann es ihnen nicht verdenken. Eine andere Frage dagegen ist es, ob wir Unbeteiligten berufen seien, die Wirkung jener Gifte immer wieder neu beleben zu helfen?

Diese Frage ist im Verhalten unserer Presse gegenüber den Rekonvaleszenzreaktionen unserer europäischen Schwesternationen nur allzu sehr begründet.

Als das unverfälschte italienische Volksempfinden Mussolini als den Befreier empfing, schüttelte ein ängstliches Zittern die Setzmaschinenmatrizen unserer Zeitungen, sodaß der Saßpiegel unsicher flimmerte; wir opferten damals willig zwanzig Millionen gute Schweizerfranken

auf dem Völkerbundsaltar, um den kühnen Adler Mussolini von dem verendenden Osterreich wegzuräuchern. Nur leise und schüchtern sprach man damals den Namen Mussolini aus, um den italienischen Löwen nicht an unsere Südgrenze zu locken. Wie anders ist das geworden? Man bangt nicht mehr vor dem Adler und man zittert nicht mehr vor dem Löwen. Seitdem die italienischen Liberalen und Sozialisten verkünden, der Adler sei nur ein aasgieriger Rabe und seitdem die italienischen Intellektuellen triumphieren, der Löwe sei nur eine listige Raube, rupfen unsere Zeitungsleute die vermeintliche Krähe, würgen sie den angeblichen Rater mit der naiven Quälfreude des ahnungslosen Kindes. Man ist doch noch liberaler als die italienischen Liberalen, man ist doch noch intellektueller als die italienischen Intellektuellen; warum sollte man Mussolini nicht totsagen, wenn die italienischen Liberalen ausrufen, sie haben ihn tödlich verwundet; warum soll man ihn nicht einen nichtswürdigen Bluffer nennen, wenn die italienischen Intellektuellen ihn als einen gewandten Abenteuerer erklären?

Ähnlich ist die Einstellung unserer führenden und geführten Presse zum spanischen Diktator. Auch Spanien hat man zunächst zur „eisernen Faust der Ordnung“ beglückwünscht, als das spanische Volk seinen tollkühnen General als Retter aus einem unerträglichen Durcheinander empfing. Seitdem die spanischen Intellektuellen ihn von ihrem sicheren Exil aus als blutrünstigen Trottel verhöhnen, ist er in unserer Schweizerpresse zur ständigen komischen Figur geworden.

Auch dem englischen Volk ist seine papierene Schweizerstrafpredigt nicht erspart geblieben, weil es sich unterstund, die Linke durch die Rechte und zweifelhafte Zukunftsversprechungen durch eine entschlossene Gegenwartsordnung zu ersetzen. Die traditionelle schweizerische Liberalität kann es sich doch nicht gefallen lassen, daß am andern Kanaler ufer sich Konservative auf Ministerseffeln breit machen!

Nach all diesen Vorgängen war es zu erwarten, daß auch die neue deutsche Reichsregierung nicht liebevoll in das Papier unserer großen Blätter gewickelt werde. Wie hätte man auch verlangen dürfen, daß unsere Schweizerzeitungen als weiche Windeln in die Wiege der jungen Regierung gelegt würden, während die demokratische „Frankfurter Zeitung“, das demokratische „Berliner Tageblatt“ und der sozialistische Berliner „Vorwärts“ im heiligen Zorn entflammten und dem Täufling als Brandfackeln ins Tragkissen geschleudert wurden?

Wir anerkennen das politische und moralische Selbsterhaltungsrecht der Oppositionsparteien in ihren eigenen Staaten. Aber besteht für uns ein solches Recht, oder gar eine Pflicht, diese fremden Oppositionen zu unterstützen und die inneren und äußeren Verhältnisse der fremden Staaten so zu beurteilen, wie die zufällig liberal genannten Oppositionsparteien dieser fremden Staaten es für gut befinden?

Man hat während des Krieges stets Neutralität verlangt und es war der Stolz unserer Presse, ein unabhängiges Urteil zu pflegen. Warum gilt das nicht mehr für den sogenannten Frieden? Warum läßt sich unsere schweizerische Presse im allgemeinen nur von den

ausländischen Oppositionsparteien unterrichten und leiten, warum bemüht sie sich nicht um ein selbständiges Urteil? Warum belächelt sie den spanischen Diktator als Trottel und nur als Trottel, warum läßt sie Mussolini alle acht Tage in seinem letzten Stündlein bangen, wieso ist für sie die neue Regierung Deutschlands Verhängnis und nichts anderes?

Es scheint, die schweizerische Presse habe vergessen, was vor diesen Wendungen war, denen gegenüber sie ihre Abneigung aus der ausländischen Opposition schöpft. Ist es ihr entfallen, was für ein Chaos Spanien zu verschlammen drohte, bevor Primo de Rivera von seinem Feldherrenhügel herunter seine Notanordnungen verfügte? Erinnert sie sich nicht mehr, daß Mussolini mit seinen Schwarzhemden die italienischen Fabriken von den kommunistischen Besatzungen säuberte und Italien aus der schwälenden bolschewistischen Gluthitze rettete? Kennt sie den inneren Zustand der deutschen Parteiwirtschaft so genau, daß sie das neue „staatsbürgerliche Kabinett“ unbedingt als größeres Übel bezeichnen muß?

Man sollte doch erwarten dürfen, daß zum mindesten auch dieses Vorher von der schweizerischen Presse mit in Erwägung gezogen würde. Das würde vielleicht auch Nachforschungen darüber veranlassen, wer hinter den Oppositionsführern steht und was hinter den Intellektuellen?

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß solche Nachforschungen zu der Einsicht führen würden, daß die bodenständige Masse die neuen Regierungsverhältnisse den früheren vorziehe. Dem eigentlichen werk- und kulturtätigen Volke kommt es nicht darauf an, welche Partei oben auf sei. Ihm ist Ruhe und Ordnung und Sicherheit die Hauptsache, weil nur sie ihm das Leben erträglich machen. Darum ist ihm das Parteienwettstreiten ein Greuel; wer arbeiten will, kann es nicht auf die Dauer ertragen, daß über seinem Kopf beständig Regel umgeworfen und wieder aufgestellt und wieder umgeworfen werden.

Die Bewegungen in allen Ländern gehen gegen dieses polternde Regelspiel der Parteien, die ihrem Spieltriebe und ihrer Gewinnsucht die allgemeine Ruhe opfern.

Man kann es nicht begreifen, wie gerade Schweizerzeitungen, die in den heißen Novembertagen 1918 für die Worte Ruhe und Ordnung kaum genügend große Lettern in ihren Satzgarnituren fanden und denen man nicht genügend Bajonette vor die Redaktionsstuben pflanzen konnte, nun heute die Überwindung der ausländischen Parteiinteresseleien durch den neuerwachten Glauben an die Staatsmacht als dumpfe Reaktion zu brandmarken und die Betätigung dieses Glaubens als verwerfliche Despotie zu verrufen sich unterfangen. Hat die Parteienspielerlei auch bei uns schon die gesunden staatsbürgerlichen Begriffe so ausgefolkt, daß wir sogar die übersichtlicheren Entwicklungen im Auslande nicht mehr objektiv einzuschätzen vermögen?

Merkt man denn nicht, daß man sich durch die besserwisserische Geringschätzung jener ausländischen Säuberungsbestrebungen den Anspruch, ernst genommen zu werden, verdirbt, und daß solche Quixotische

Kreuzzüge leicht ins Tragikomische totlaufen? Bereits sind denn auch gewisse Blätter über die neue deutsche Regierung hergefahren, weil sie übersahen, daß die Deutschnationalen nicht mehr die vormaligen preussischen Konservativen sind. Schon wurde der Neubefestigte Außenminister Stresemann von Zeitungen belächelt, die nicht wissen, daß der Verböhrte in seinem Lande ähnliche Interessen vertritt wie sie in dem ihrigen!

Mehr Zurückhaltung würde wahrlich unserer Presse förderlich sein. Geringere Eile im Urteil und dafür größere Bedachtsamkeit im Überlegen würde auch unserer schweizerischen Politik, deren Vormünderin die Presse sein will, vielleicht für die Zukunft manche Verlegenheit ersparen. Man hängt heute mit blinder Liebe an der parteimäßigen Betriebsamkeit unserer Politik, die wir adoptierten, als sie in verschiedenen Nachbarländern ausgeübt wurde. Wer bürgt uns dafür, daß unser Land in absehbarer Zeit von unseren europäischen Schwesternationen, nachträglich wieder, nicht auch jene Bewegung übernimmt, die wir heute am Gängelband der ausländischen Oppositionsführer mit einem so souverainen Achselzucken abtun?

Wer die Gegenwart meistern will, hat sich an die Vergangenheit zu erinnern und an die Zukunft zu denken. Darüber sollte sich auch unsere Presse klar sein, wenn sie weiterhin ihre hohe Wertung sich sichern will.

Emil Brunner.

Von Erich Brod, Freiburg i. Br.

Emil Brunner, dessen präludivendes Schriftchen zur neuen Glaubens-
theologie wir unlängst hier besprachen, arbeitet mit Fleiß und höchst bemerkenswerten Gaben am wissenschaftlichen Ausbau der Barth'schen Lehre. Zwei Bände von ihm liegen uns vor: die 2. Auflage seines früheren Werkes „Erlebnis, Erkenntnis und Glaube“, in dem er seinen Standpunkt als Drittes aus der Ablehnung von mystischer Erlebnis- und intellektualistischer Erkenntnisreligion hervorgehen läßt, wobei aber die Energie der Ablehnung deutlicher der ersten Häresie gegenüber ist als der zweiten. Sodann ein neues Werk: „Die Mystik und das Wort“, welches die eigene Lehre auf einer ganz breiten Polemik gegen Schleiermacher aufbaut, der in jeden Satz hinein verfolgt, mit stellenweise großer Feinheit — wir hätten fast gesagt: mit der Hellsichtigkeit des Hasses — ausgelegt und systematisch bis auf den letzten Rest in Trümmer gelegt wird — worauf seiner Leiche allerdings in einem Nachwort noch eine ziemlich unverbindliche Ehrenerklärung nachgeschickt wird. Es liegt uns fern, aus einem sterilen Autoritätskult Brunners Bemühung zu ironisieren: von einem Standpunkt aus ähnlich etwa demjenigen, der heute jeden noch so ehrfürchtigen Kritiker Goethes